



## Maschinerie und die abgetötete menschliche Tätigkeit Zur Genese des nekrophilen Gesellschafts-Charakters

Bernd Lukoschik

„Maschinerie und die abgetötete menschliche Tätigkeit. Zur Genese des nekrophilen Gesellschafts-Charakters,“ in: *Fromm Forum* (German edition), Tübingen (Selbstverlag), No. 7 (2003), S. 71-83.

Copyright © 2003 and 2011 by Dr. Bernd Lukoschik, Heimstr. 5, 96114 Hirschaid.

*„Täglich steigt aus Automaten  
immer schöneres Gerät.  
Wir nur blieben ungeraten,  
uns nur schuf man obsolet.*

*Viel zu früh aus dunklem Grunde  
vorgeformt und abgestellt,  
stehn wir nun zu später Stunde  
ungenau in dieser Welt.*

*Ach, im Umkreis des Genauen  
ziemt uns kein erhobnes Haupt.  
Dingen nur ist Selbstvertrauen,  
nur Geräten Stolz erlaubt.*

(Günther Anders; aus der molussischen  
Industriehymne „An die Zahnräder“)

### Einleitung

Nekrophilie im allgemeinsten Sinne - nämlich verstanden als Vorliebe für das *tote* Objekt, als Bedürfnis, Gegenstände wie auch Menschen in ihrem Eigenwillen abzutöten, sie zu manipulieren und dem eigenen Willen zu unterwerfen - ist nicht allein ein psychologisches Phänomen, und sie hat ihre Wurzeln sicherlich nicht allein in der Seele.

Geht man davon aus, dass Marx' fruchtbare geschichtsmaterialistische These, wonach *das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt*, auch noch heute im Zeitalter der globalen Marktorientierung gültig ist, und versteht man unter dem „gesellschaftlichen Sein“ v. a. den

Produktions- und Arbeitsprozess, dann liegt es nahe, in diesem Bereich zumindest Mitursachen für das nekrophile Bewusstsein zu erwarten.

Was diese Problemstellung nun angeht, so erweist sich gerade Günther Anders als *der* geschichtsmaterialistische Philosoph schlechthin - und das, obwohl er als Husserlschüler hinsichtlich seiner philosophischen Herkunft so gar nichts mit marxistischer Gesellschaftstheorie oder Sozialpsychologie zu tun hat.

In seiner Technikphilosophie - die er insbesondere in seinem zweibändigen Hauptwerk „Die Antiquiertheit des Menschen“ entwickelt hat - erblickt Günther Anders in der Arbeit *das* Grundproblem der Industriegesellschaft. Für ihn stellt sich die *Arbeit* als diejenige gesellschaftliche Instanz dar, die den Menschen in all seinen übrigen Lebensäußerungen wie auch in seiner Seelenlage grundlegend prägt. Damit wird sie ihm auch zur wesentlichen Ursache für die Nekrophilie, die heute die Einstellung des Menschen zur Welt ganz entscheidend bestimmt.

Allerdings ist mit dem Arbeitsprozess noch nicht die tiefste Wurzel gefunden. In ihrer ökonomischen *Form* als *Lohnarbeit* bzw. als *Einkommen schaffende Arbeit* ist die menschliche Tätigkeit natürlich nicht vom Himmel gefallen. Sie selbst ist historisch bedingt.

Und nach Anders ist die *Technik* dasjenige Element, das der menschlichen Tätigkeit ihre heutige moderne Gestalt als *Arbeit* aufzwingt, wobei er in der *Maschine*, dem *Apparat*, diejenige Technologie erkennt, die die heutige Technik charakterisiert.

Anders' Ziel seiner Technikphilosophie ist es



also, zwei weit auseinander liegende gesellschaftliche Phänomene miteinander zu vermitteln, Phänomene, die zunächst kaum etwas miteinander zu tun zu haben scheinen: an dem einen Ende der Gesellschaft ihre Geräte und sozialen Institutionen, am anderen die Seelen- und Bewusstseinslage des Menschen in der Industriegesellschaft.

Die Vermittlung vollzieht Anders mit folgendem Argumentationsgang: Technologie herrscht heute in der Gestalt der Maschinerie; die Maschine zeichnet sich durch ganz bestimmte Strukturmerkmale aus; diese Struktureigenschaften wirken auf den in, an und mit der Maschine Arbeitenden zurück und zwingen ihm eine ganz bestimmte Form von Tätigkeit auf; diese Form strahlt auf alle anderen Bereiche seiner Lebenspraxis aus und prägt die Seele des modernen Menschen.

Im Folgenden soll vor allem anhand von Anders' Analysen nachvollzogen werden, wie die *Maschine* dem Arbeitsprozess selbst eine nekrophile Struktur aufdrückt, die der Arbeitende verinnerlicht und als Folie seiner gesamten Lebenspraxis überwirft. Für diesen Nachvollzug werden zudem Gedanken von Lewis Mumford, Karl Polanyi, Maria Mies und John Seymour zu Hilfe genommen.

## Maschinen und ihre Dialektik

### *Maschinen, Werkzeuge und Organismen*

#### Begriffsklärung

Ist im Folgenden von demjenigen Gegenstand, der zwischen den tätigen Menschen und das von ihm bearbeitete Naturstück geschoben wird, um dessen Bearbeitung zu erleichtern, im allgemeinsten Sinne die Rede, dann soll der Begriff „Instrument“ verwendet werden. Das heißt, in jeder wie auch immer gearteten Produktionsweise und Gesellschaftsform bediente sich der Mensch gewisser Instrumente, um sich die Naturgegenstände zum Gebrauch anzueignen.

Allerdings nahm das Instrument, in Abhängigkeit von der jeweiligen Praxis, eine jeweils andere Form an. Es kann zum Beispiel „Werkzeug“ sein oder „Behälter“ (wie das Fass, das

Haus, das Boot, die chemische Retorte). Es kann aber auch, als dynamisches Instrument, die Form der „Maschine“ bzw. des „Apparats“ annehmen. „Instrument“ ist also der Oberbegriff, „Maschine“/„Apparat“, „Werkzeug“, „Behälter“ sind unter ihn subsumiert. (Wenn Günther Anders in seiner Technikphilosophie von „Maschine“ oder „Apparat“ spricht, dann meint er immer dasselbe Ding.)

Der Idealtypus der Maschine überhaupt  
Wo Anders „Maschine“ und „Apparat“ analysiert und die ihnen eigenen, für den Menschen fatalen Entwicklungstendenzen herausarbeitet (s. u.), geht es ihm in erster Linie nicht um konkrete *technische* Geräte wie Schreibmaschine, Rasenmäher oder auch - um einmal zwei der frühesten Maschinen zu nennen – um Pfeil und Bogen oder die Speerschleuder, sondern ganz allgemein um eine bestimmte Gegenstandsstruktur. Sicherlich handelt es sich auch bei den genannten Geräten um Maschinen. Sie sind dies aber nur, weil sie einige wesentliche *Strukturmerkmale* mit dem *Idealtypus von Maschine überhaupt* (s.u.) gemeinsam haben.

Einen solchen ganz allgemeinen Maschinenbegriff im Blick, gerät man nicht so schnell in die Gefahr, bei „Maschine“ immer sofort an ein *technisches* Gerät zu denken und sich dadurch den Blick dafür zu versperren, dass auch *gesellschaftliche Institutionen* Maschinen sein können, ja, selbst der *Mensch* unter bestimmten Bedingungen zur Maschine werden kann.

Ein derartiger Maschinenbegriff erlaubt es, zum Beispiel einen *Industriebetrieb* oder auch eine *Verwaltung* - Anders nennt sie Makro-Apparate (II, 110) - *als Maschinen* zu identifizieren, und zwar als *soziale* Maschinen. Sie sind Maschinen, obwohl sie in erster Linie keine *materiellen* Elemente um eines bestimmten Zweckes willen miteinander verknüpfen, sondern „in Form ungeheurer Institutionen“ (II, 318) lebendige Elemente, die in ihnen tätigen Menschen nämlich.

So wird auch verständlich, warum *technische* und *soziale* Maschinen - zum Beispiel Schreibmaschinen, Telefone usw. einerseits und eine *soziale* Organisation, die bürokratische nämlich, andererseits - zu neuen Einheiten zusammenwachsen und gemeinsam eine Maschine



*höherer Ordnung* ausbilden können, so die Megamaschine: *Verwaltung*. Der Grund hierfür liegt gerade darin, dass technische wie soziale Maschine ihrem Wesen nach eben *Apparate*, strukturell also identisch sind, sodass die Möglichkeitsbedingung für ihr Zusammenwachsen immer schon gegeben war.

Wie ist der Maschinenbegriff im allgemeinen definiert? Die Gegenstandsstruktur bzw. der *Idealtypus* von Maschine überhaupt lässt sich nicht der Betrachtung der Maschine als eines *Dings* entnehmen, sondern der Analyse dreier *Relationen*, die konstitutiv sind für die Maschine:

- (1) des Verhältnisses, das die Maschine mit ihrem „Außerhalb“ (II, 111) eingeht,
- (2) des Verhältnisses der Maschinenganzheit zu ihren Bestandteilen,
- (3) ihres Verhältnisses zu sich selbst in der Zeit, nämlich zu ihrem „Idealzustand“ (II, 111), dem sie zustrebt.

Ausgangspunkt der folgenden Analyse ist die ganz allgemein gefasste klassische Maschinendefinition, die Lewis Mumford, auf Franz Reuleaux verweisend, in seinem „Mythos der Maschine“ erwähnt. Danach handelt es sich bei der Maschine um eine „Kombination resistenter Teile, deren jeder eine spezielle Funktion hat, unter menschlicher Kontrolle operierend, um Energie zu nutzen und Arbeit zu verrichten“ (Mumford, 222).

Zu (1): Das Verhältnis zum Außerhalb *Wechselwirkung* mit der Umwelt, also *Stoffwechsel*, ist erstes wesentliches Strukturmerkmal der Maschine: Sie entnimmt ihrem Außerhalb etwas, so zum Beispiel Materie und Energie oder auch einfach Informationen, um *etwas anderes* nach außen abzugeben; oder: Sie erhält einen Input, *verarbeitet* diesen und gibt einen Output in Gestalt einer höher spezialisierten Leistung ab, einer Energie- oder Arbeitsleistung; höher spezialisiert im Vergleich mit der Qualität des Inputs.

Entscheidend ist hierbei, neben dem Stoffwechsel, dass die Maschine verarbeitet und dadurch der Output etwas *ganz anderes* ist, eine andere Qualität besitzt als das, was als Input in sie eingegangen ist. Fast hat der Input den Charakter eines *Reizes*, der mit der Reaktion eines

Lebewesens ja auch in keinem direkten Verhältnis mehr steht, sondern eher im Sinne eines Anlasses für dessen Arbeiten wirkt.

Aufgrund dieses Kriteriums der *Verarbeitung* können Pfeil und Bogen auch nur bedingt als frühe Maschinen bezeichnet werden. Immerhin stehen hier nämlich Input - der Kraftaufwand des Schützen beim Spannen des Bogens - und Output - die Flugweite und Durchschlagskraft des Pfeiles - in einem direkten Verhältnis. Was beim Gewehr zum Beispiel nicht der Fall ist: Der den Abzug betätigende Finger bedingt zwar das Resultat, den Schuss, steht aber mit ihm in keinem direkten Verhältnis mehr.

Was dennoch Pfeil und Bogen mit einem gewissen Recht als Maschine charakterisieren lässt, ist die Tatsache, dass bei aller quantitativen Gleichheit von Input und Output mithilfe des Kraftaufwands qualitativ Neues erzeugt wird: die gerichtete Bewegung des Pfeils.

Diesen Stoffwechsel hat die Maschine mit dem lebendigen Organismus gemeinsam. Was aber Erstere grundsätzlich von Letzterem unterscheidet, ist der *Zweck*, um dessen willen beide „arbeiten“: Dem Organismus geht es beim Stoffwechsel nämlich allein *um sich selbst*; er verarbeitet Äußeres in seinem Inneren, um sich am Leben zu erhalten; er ist sich also Selbstzweck. Die Erzeugung des Outputs hat nur Mittelcharakter.

Die Maschine hingegen - und das ist ihr zweites Wesensmerkmal - operiert „unter menschlicher Kontrolle“, was einschließt, dass sie Zwecken dient, die *außerhalb* ihrer selbst liegen; die Maschinenanwendung zielt auf den *Output als Zweck*.

Mit dem ersten *Strukturmerkmal der Wechselwirkung und der inneren Verarbeitung* ist ein Kriterium gegeben, um die *Maschine* vom *Werkzeug* unterscheiden zu können. Das Werkzeug dient lediglich als Verlängerung oder zur Verstärkung eines menschlichen (oder auch tierischen) Organes, es wird „ein Stück seines (als Ausdrucksfeld erweiterten) eigenen Leibes (...) und (...) als ein neues Organ seinem Organismus einverleibt“ (I, 90).

Das Werkzeug als Organersatz bleibt dem Organismus immer untergeordnet. Die Maschine dient zwar auch einem ihr äußerlichen Zweck, den der Mensch gesetzt hat. In der Realisierung



dieses Zwecks folgt sie aber eigenen Wegen und Gesetzmäßigkeiten, denn sie *verarbeitet* ja den Input und gibt ihm dadurch im Output eine ganz *neue* Gestalt.

In dieser Tatsache liegt bereits ein Keim zur Verselbständigung des Apparates gegenüber den Zwecksetzungen des Menschen verborgen, ein Keim, der dann aufgeht, wenn die Entwicklungstendenzen (s. u. Punkt 3), die dem Apparat eigen sind, zum Tragen kommen.

Ein weiterer Keim zur Verselbständigung ergibt sich dadurch, dass die Maschine, um verarbeiten zu können, eines Inputs bedarf, und zwar nicht irgendeines Inputs, sondern auf bestimmte Weise geformter Ressourcen. Die Maschine kann nicht alles schlucken.

Wie der Organismus, der eine ganz spezifische stoffliche Zusammensetzung seiner Umwelt benötigt, um arbeiten zu können, benötigt die Maschine Inputbestandteile, die auf die Verarbeitungs-„Bedürfnisse“ des Apparates abgestimmt sind und die dieser sich nur einverleiben kann (s.u.), wenn die Umwelt vorpräpariert ist.

Diese Vorformung zwingt die Maschine dem Außerhalb - und damit den Menschen - in dem Maße auf, wie sie an Größe und Macht zunimmt. Und da zur Umwelt nicht nur die anorganischen Bestandteile und Energien gehören, sondern auch der Mensch als Produktionsfaktor und Maschinenteil, führt die Maschine tendenziell dazu, dass der Mensch „sich vom Gange der Maschine einverleiben (lässt); dass er es dahin bringe, einverleibt zu werden“ (I, 90).

#### *Zu (2): Das Verhältnis zu den Maschinenteilen*

In seiner allgemeinen Begriffsbestimmung charakterisiert Mumford die Maschine als „Kombination resistenter Teile, deren jeder eine spezielle Funktion hat“.

Diese Eigenschaft teilt der Maschinenteil mit dem Werkzeug, das ganz den Zwecksetzungen des Organismus, der sich seiner bedient, untergeordnet ist. Der *Maschinenteil* ist kein Selbstzweck, sondern innerhalb der Maschine nichts als Mittel. Als solches ist er darauf beschränkt, ausschließlich im Dienste der Maschinenganzheit eine Funktion auszuüben.

Das legt nahe, den Maschinenteil als Analogon des Organs eines Organismus zu interpretieren.

Während aber im Falle des lebendigen Organismus nicht nur das Organ für diesen da ist, sondern auch der Organismus für das Organ, ist bei der Maschine die Funktionalität einseitig: Der Teil dient dem Ganzen, nicht umgekehrt. Hat der Teil seinen Zweck erfüllt, ist er zum Beispiel verschlissen, so wird er ausgetauscht. Er ist beliebig ersetzbar. Solange er aber *als Teil* tatsächlich funktioniert, geht er ganz in seiner Funktion auf: Alles andere in der Maschine „geht ihn nichts an“, „darf ihn nichts angehen“ (s. u.).

Warum diese Betonung des Unterschieds zwischen Organ und Maschinenteil?

Bereits hier kann dieser Unterschied der Charakterisierung der Arbeitskraft als eines Produktionsfaktors dienen: Gerade weil das Unternehmen in der kapitalistischen Marktwirtschaft *soziale Maschine* ist und die Arbeitskraft, insofern sie Produktionsfaktor ist, *als Maschinenteil* fungiert, darf sie auch nicht im Sinne eines Organs verstanden werden, was ja das Unternehmen als Organismus qualifizieren hieße. Und die Arbeitskraft wird in der Praxis auch gar nicht in diesem Sinne begriffen, was sich darin zeigt, dass sie, solange sie beschäftigt ist, voll und ganz funktionieren, alles fürs Unternehmen geben, ausschließlich für dieses da sein muss, auf der anderen Seite jedoch aus ihrem vollen Einsatz keinerlei Rechte ableiten kann. Denn das Unternehmen ist wie die *Maschine überhaupt* nicht für seine Teile da und kann sie nach Belieben austauschen, wenn sie nicht mehr im Sinne des Unternehmens arbeiten.

#### *Zu (3): Das Verhältnis zum Idealtypus, dem sie zustrebt*

Die dritte Relation, die den Idealtypus einer Maschine konstituiert, betrifft das Verhältnis des Apparats zu seinem Idealzustand, auf den hin er tendiert. Aus der Tatsache, dass Maschinen keine statischen Dinge sind, die in Raum und Zeit einfach gegeben sind, sondern zu deren Wesen es gehört, in einem Austauschverhältnis mit der Umwelt zu stehen, folgt, dass sie Prozessen unterliegen, ja, dass sie selbst ganz wesentlich Prozesse *sind* und damit Entwicklungen in sich schließen.



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

### *Maschinen expandieren*

Die Maschine tauscht sich mit ihrer Umwelt aus (Punkt 1). Ähnlich wie ein pflanzlicher oder tierischer Organismus vermag sie den Input aber nicht in beliebiger Form zu sich zu nehmen. Er muss „mundgerecht“ präsentiert oder zuvor entsprechend zubereitet werden.

In welcher Gestalt hat der Input, die Dinge seiner Umwelt, dem Apparat zu begegnen, damit er sie sich einzuverleiben vermag (II, 111)? „Jedes Ding begegnet [den Apparaten] als prospektiver *Apparatteil*“ (II, 111; Hervorhebung B.L.). Das heißt, der Apparat „strebt danach“, die Elemente der Welt, deren er für sein Funktionieren bedarf, in eine *ihm angemessene* Form zu *transformieren*

oder *transformieren zu lassen*, denn jede Maschine „drängt auf einen Zustand hin, in dem die für ihre Leistung und für den Fortbestand ihrer Leistung unentbehrlichen externen Vorgänge (wie Maschinen-Wartung, Material-Einlauf, Energie-Zufuhr, Produkt-Entnahme, Erzeugung der Nachfrage, Tempo des Verbrauchens etc.) durchweg mit *selbst maschineller* Zuverlässigkeit ablaufen“ (II, 118; Hervorhebung B.L.).

Auch Karl Polanyi verweist auf diese Folgen, wo er die historischen Auswirkungen der „Verwendung komplizierter Maschinen und Anlagen“ (Polanyi, 110) und des Fabriksystems - einer Kombination aus sozialen und technischen Maschinen - für die kommerzielle Gesellschaft beschreibt (Polanyi, 111; Hervorhebungen B.L.):

„Je komplizierter (...) die industrielle Produktion wurde, um so zahlreicher wurden auch jene Produktionsfaktoren, *deren Vorhandensein gesichert werden musste* (...) Die *Ausdehnung* des Marktmechanismus auf die Produktionsfaktoren Arbeitskraft, Boden und Geld war die unvermeidliche *Folge* der Einführung des Fabriksystems in eine kommerzielle Gesellschaft. Die Produktionsfaktoren mussten käuflich werden.“

Der Einsatz immer komplexerer materieller und sozialer Apparate war nach Polanyi die tiefere Ursache dafür, dass in immer stärkerem Maße der Marktmechanismus wirken musste.

In gewisser Hinsicht schuf der Markt erst die Voraussetzungen für das Funktionieren komplexer Maschinen - der technischen Maschine „Gerät“ und der soziale Maschine „Fabrikssystem“ -, indem er die *Naturfaktoren* in einer Weise präparierte, dass diese, nun als *Produktionsfaktoren*, vom Maschinensystem aufgenommen werden konnten. Die Präparierung bestand darin, dass der *Naturfaktor* „menschliche Tätigkeit“ in den *Produktionsfaktor* „Arbeitskraft“/„Lohnarbeit“ überführt wurde, die „Natur“ die ökonomische Gestalt des „Bodens“/„Immobilie“ erhielt und das „Tauschmittel“ die marktökonomische Gestalt des „Geldes“. Damit waren sie zu *Apparateteilen* der Megamaschine „industrielle Produktion“ geworden:

Es sind dies eben diejenigen Formen, unter denen Arbeit, Natur und Tauschmittel am glattesten als Maschinenteile funktionieren und in den Produktionsprozess eingegliedert werden können.

Welt wird hier, so Anders' pointierte Formulierung, der „Titel für ein virtuelles Besatzungsgebiet; Energien, Dinge, Menschen sind ausschließlich mögliche Requisitionsmaterialien“ (II, 112).

Aber auch die *Konsumenten* werden tendenziell zu Maschinenteilen. So wurde oben bereits auf das „Tempo des Verbrauchens“ als eines für die Maschine „unentbehrlichen externen Vorgangs“ hingewiesen, denn auch die Konsumenten sind notwendige Bedingungen für ein reibungsloses Funktionieren sowohl der *sozialen* Maschine des Unternehmens als auch der *technischen* Apparate.

Wenn also in der modernen Industriegesellschaft aus Sicht der Produzenten die Konsumenten selbst zu *Produktionsmitteln* werden, dann liegt dies nicht allein an der Dynamik der Wirtschaft, sondern auch an der Eigendynamik des Maschinensystems selbst.

Die Maschine ist also bestrebt, auch „die externen Prozesse zusammen mit ihren eigenen [zu einem] einzigen großen Funktionsganzen“ (II, 118) zusammenzuschließen.

Diese Betrachtung fasst Anders unter der These zusammen (II, 117): „*Maschinen expandieren*.“



### *Die Expansion ist unersättlich*

Hat sich eine Maschine M 1 die ihr äußerlichen, aber für ihr Funktionieren notwendigen Prozesse und Produktionsfaktoren in der eben beschriebenen Weise angeeignet, wurden diese gewissermaßen zu eigenen Maschinenteilen transformiert, dann liegt nun ein Apparat höherer Ordnung vor, die Großmaschine M 2.

Die Vorgänge wiederum, die für deren Arbeiten unabdingbar, ihr aber noch äußerlich sind, sucht sich, so Günther Anders, M 2 in einer neuerlichen Expansionsphase angemessen zu machen, denn für M 2 gelten natürlich dieselben Expansionstendenzen wie für M 1. Die Reduzierung der weiteren Umwelt von M 2 zu Maschinenbestandteilen setzt sich so lange fort, bis aus M 2 eine noch umfassendere Maschine M 3 geworden ist usw.

### *Der Idealzustand: Apparat = Welt*

Der Idealzustand dieses Einverleibungsprozesses wäre dann erreicht, wenn „es für den Apparat ein ‘Außerhalb’ überhaupt nicht mehr gäbe“ (II, 111), wenn es ihm gelungen wäre,

„allen existierenden Dingen ihre Funktion zuzuerteilen“ und, falls es sich um einen sozialen Apparat handelt, „alle in ihn hineingeborenen Menschen als seine Funktionäre in sich zu integrieren“ (II, 111).

Die Gleichung *Apparat = Welt* würde dann gelten. Das ist zwar - noch - nicht der Fall, aber die Apparate „betrachten (...) sich doch auch heute schon als ‘Kandidaten’, als Teile des im Werden befindlichen ‘Universalapparates’“ (II, 111).

### *Zusammenfassung*

Die Maschinerie zeichnet sich also durch die folgenden strukturellen Eigenschaften aus:

- (1) Sie steht mit ihrer Umwelt in Wechselwirkung.
- (2) Ihre Bestandteile, die Maschinenteile, gehen in einer bestimmten und begrenzten Funktion völlig im Ganzen auf. Im reibungslosen

Funktionieren besteht ihre alleinige Aufgabe. Jeder „Eigenwille“ bzw. jede „Eigenständigkeit“ muss verhindert werden.

- (3) Aus Punkt (1) resultiert die Tendenz zur Expansion, da die Elemente, deren die Maschine aus ihrer Umwelt bedarf, der Maschine angemessen zu sein haben. Die Maschine drängt also dahin, sich ihre Umwelt ihren „Bedürfnissen“ gemäß zu formen, sie sich einzuverleiben, und sie so selbst auf Apparateile zu reduzieren. Wodurch eine umfassendere Großmaschine entsteht, die wiederum zur Expansion tendiert usw.

Was nach dem kurzen Exkurs folgt, ist vor allem eine Anwendung dieser Punkte auf die menschliche Tätigkeit. Für die anfangs noch kleine Maschine ist die „Arbeitskraft“ zunächst noch „Außerhalb“. Mit dem Expandieren des Apparates sucht dieser sich die menschliche Tätigkeit natürlich ebenso zu assimilieren, wie er es mit allen anderen Umweltbestandteilen, deren er bedarf, auch getan hat.

Die Assimilierung geht mit einer Formveränderung der Tätigkeit einher. Sie wird zur *Arbeit* und erhält die Eigenschaften, auf die im Folgenden näher eingegangen wird.

### **Exkurs: Maschine und Kapital**

Günther Anders führt mehrfach aus, dass die Maschine von sich aus zur Expansion tendiert (II, 110f.; 117f.). In seinen Begründungen für diese These verwendet er dabei Formulierungen, die im Zusammenhang mit der Beschreibung von Maschinen etwas sonderbar anmuten: So „*begegnen*“ dem Apparat die Dinge seiner Umwelt; er „*strebt danach ...*“; jede Maschine „*drängt darauf*“; es „*gelingt ihr*“; sich ihre Umwelt anzueignen usw. - Das sind Begriffe, die besser bei der Beschreibung von Lebendigem aufgehoben zu sein scheinen.

Wenn man nicht annehmen will, dass sich Anders dieser Begriffe lediglich als stilistischer Mittel bedient, dass er also durchaus sachlich bleibt, wo er sie verwendet, dann wird hier toten Dingen eine Art *Eigensinn* oder *Eigenwille* unterstellt, als ob *sie* es wären, die in Gesellschaft und Wirtschaft *handeln*. Bei aller Domi-



nanz heutiger Technologien und den damit einhergehenden Gefahren für ihre Benutzer sei es doch, so wird Anders entgegengehalten, immer noch *der Mensch*, der sich ihrer bediene und der sie in seinem Sinne und zu seinen Zwecken einsetze; es sei also der Mensch, der *strebt, drängt*, dem Dinge *begegnen*, dem etwas *gelingt*.

Genau diese Überzeugung, trotz Maschinisierung, Industrialisierung, Bürokratisierung, Globalisierung usw. sei es doch in letzter Instanz der Mensch, der *handle*, will Anders aber infrage stellen.

Als ein Mittel dazu dient ihm die Verwendung der erwähnten Terminologie. Er will zeigen, dass im Entfaltungsprozess der Maschinensysteme eine Schwelle erreicht werden kann, nach deren Überschreiten nicht mehr der Mensch die Fäden in der Hand hat, sondern die *Initiative* vom Maschinensystem selbst übernommen wird und der Mensch, reduziert auf ein versachlichtes Maschinenelement, lediglich *mit-tut* (s. u.).

Das Gerätesystem als Akteur, als Subjekt des gesellschaftlichen Prozesses, also als Quasilebendiges: Mit dieser Befürchtung steht Anders nicht allein. Bereits Marx sah im Menschen nicht mehr den eigentlich Handelnden:

Die Stelle allerdings, die in Anders' Analysen Apparat und Ding und deren Expansionsdrang einnehmen, weist Marx in seiner Gesellschaftskritik *Geld* und *Kapital* zu, deren Eigenschaften er mit ganz ähnlichen am Lebendigen orientierten Begriffen beschreibt. So finden sich etwa folgende Formulierungen in Marx' „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie“, dem Vorgängerwerk zum „Kapital“:

Das Geld in seiner dritten Bestimmung gilt „als allgemeine Form des Reichtums“ (Grundrisse, 144). Es „*gibt vor*“ (145), allgemeine Ware zu sein, und erhebt damit den Anspruch, den ganzen Warenkosmos zu repräsentieren und prinzipiell gegen jede nur mögliche andere Ware austauschbar zu sein. Diesem Anspruch kann es aber nicht gerecht werden. Geld ist nämlich trotz seiner *formalen Allgemeinheit* immer nur eine *konkrete, begrenzte* Geldmenge, der eine fast unendliche Menge an Gütern gegenübersteht: ein Widerspruch im Geldbegriff!

Als Schatz „*erstrebt*“ (172) das Geld „*Unabhängigkeit*“ von der Zirkulationssphäre, indem

es „*sich ihr entzieht*“. Gerade dadurch aber verliert es seine Bestimmung.

Als Form des allgemeinen Reichtums, als „*verselbstständigter*“ (936) Tauschwert sucht es „*sich zu vermehren*“. Damit sucht es den ihm eigenen Widerspruch zwischen formaler Allgemeinheit und konkreter Begrenztheit zu lösen:

„Es liegt daher in seiner Natur, beständig über seine eigne Schranke *hinauszutreiben*“; „für den Wert, der *an sich* als Wert *festhält*, fällt daher Vermehren mit *Selbsterhalten* zusammen.“

Und diesen Drang zur Vermehrung verwirklicht das Geld, wenn es die Form des Kapitals annimmt:

„Im Kapital hat das Geld seine Starrheit verloren und ist aus einem handgreiflichen Ding zu einem *Prozess* geworden. Geld und Ware als solche, ebenso wie die einfache Zirkulation selbst existieren für das Kapital nur noch als besondere abstrakte Momente seines *Daseins*, in denen es ebenso beständig erscheint, von einem in das andre übergeht, wie beständig verschwindet“ (937; Hervorhebung B.L.).

Das Geld *erstrebt*, will *unabhängig* sein, *gibt vor*, vermehrt *sich*, hält *an sich* fest: also wiederum Begriffe, die nur zu einem lebendigen Subjekt passen, das zudem ein reflexives Verhältnis zu sich selbst aufnehmen können muss.

Mit dieser Terminologie will Marx, wie später dann auch Anders, mehrfaches zum Ausdruck bringen:

#### *Materialisierte gesellschaftliche Verhältnisse: der Nachweis der Geschichtlichkeit von Geld und Kapital*

Marx weist die übliche Auffassung zurück, Geld bzw. Kapital seien lediglich *Dinge*, „Kapital“ also nur ein anderes Wort für *Produktionsmittel*. Als Produktionsmittel verstanden wäre Kapital allerdings eine zeitlose und überhistorische Größe, da es Produktionsmittel ja immer schon gegeben hat und sie notwendige Voraussetzung für jede nur denkbare Form des Wirtschaftens sind. Die kapitalistische Wirtschaftsform wäre damit als unüberschreitbare Produktionsweise ein für alle Mal festgeschrieben.

*Kapital* wie auch *Geld* sind aber, so Marx, in erster Linie *keine Dinge*, wenn sie auch oft als



solche erscheinen, sondern *materialisierte zwischenmenschliche Verhältnisse*, das heißt, sie drücken aus, wie die Menschen in dieser bestimmten, historisch gewordenen Produktionsweise, der kapitalistischen Marktwirtschaft, zueinander stehen, wenn sie füreinander arbeiten. Als *ihrer Substanz nach* gesellschaftliche Verhältnisse sind Geld und Kapital also tatsächlich *Subjekte*; und es ist schon von daher berechtigt, auf sie Begriffe des Lebendigen anzuwenden.

Wie es kommt, dass sie *zwischenmenschliche Verhältnisse* repräsentieren, dies aber im Allgemeinen verborgen bleibt, entwickelt Marx dann im „Kapital“:

Auch die Warenproduktion ist *gesellschaftliches, gemeinsames* Produzieren. Die Individuen arbeiten nämlich gesellschaftlich arbeitsteilig *füreinander*. Kaum einer produziert Güter, die seine eigenen Bedürfnisse befriedigen sollen, sondern Produkte zur Befriedigung der Wünsche anderer.

Allerdings ist dieses *Füreinander* unter marktgesellschaftlichen Bedingungen kein *bewusstes Miteinander*. Das heißt: Bis zum Moment des Kaufs gibt es gar keinen Kontakt zwischen Konsumenten und Produzenten. (Um eine wirkliche Kontaktaufnahme handelt es sich bei der Marktforschung natürlich nicht. Nicht als *Subjekte* werden hierbei die Befragten behandelt, sondern als objektiviert Teile der Maschinerie Markt.) Der Produzent produziert für einen *anonymen* Markt:

Er antwortet nicht auf Bedürfnisse, die der Konsument an ihn herangetragen hätte. Er interpretiert sie nicht gemeinsam mit ihm in dessen Sinne. Er erzeugt nicht in Absprache mit ihm die Güter, die seinen Wünschen entsprechen. Fremdheit und Distanz charakterisieren das Verhältnis zwischen beiden.

Obwohl also füreinander gearbeitet wird, damit gesellschaftlich, findet diese gesellschaftliche Produktion in ungesellschaftlicher Form statt: ein Widerspruch der Marktgesellschaft.

Da die Vergesellschaftung aber auf jeden Fall geleistet werden muss - der *Absicht nach* wurde ja *gesellschaftlich* produziert, nämlich arbeitsteilig für den anderen -, muss sie indirekt verwirklicht werden. Und das geschieht mithilfe des Arbeitsprodukts selbst - das nun die Form der Ware annimmt. Die Ware übernimmt die

Aufgabe, die Marktteilnehmer zu verknüpfen, sie wird zu einem vergesellschaftenden Ding. Sie ist daher nicht nur Gebrauchswert, sondern erhält bereits in der Produktion die Funktion des Tauscherts, ein *soziales* Merkmal. Ihr Tauschwert ist also Symptom dafür, dass Produzenten und Konsumenten ihre Vergesellschaftung nicht in konkreter zwischenmenschlicher Auseinandersetzung vollziehen.

Nun ist die Ware zwar als Tauschwert produziert, aber noch nicht als solcher realisiert. Die Ware „entspricht (...) nicht unmittelbar dieser ihrer Bestimmtheit (...) Es bedarf einer Vermittlung, um sie als solche zu setzen. Im Geld tritt ihr daher der Tauschwert als etwas anderes gegenüber“ (Grundrisse, 103). Das Geld in seiner ersten Bestimmung als Tauschmittel ist also Resultat einer *Entwicklungslogik*, die der Ware als Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert entspringt.

Hat sich der Tauschwert als Tauschmittel einmal etabliert, dann wachsen ihm weitere Funktionen zu, so die Funktion, als allgemeine Form des Reichtums dienen zu müssen, das heißt, das Tauschmittel wird nun wirkliches *Geld*. In dieser Funktion liegt aber eine weitere Sachlogik, die, wenn gewisse Bedingungen erfüllt sind (so die Existenz freier Lohnarbeiter), zum Kapital führt.

In Umrissen wird sichtbar, wie Marx Geld und Kapital aus der Tauschwerteigenschaft der Ware entwickelt und diese Eigenschaft letztlich aus zugrunde liegenden zwischenmenschlichen Verhältnissen ableitet. So weist er nach, dass das Kapital letztlich Ausdruck einer bestimmten *historisch gewordenen* Gesellschaftsformation ist. Und ist es als *historisch geworden* nachgewiesen, dann ist es auch möglich, diese Produktionsweise als *historisch vergängliche* auf menschlichere Gesellschaftsformationen hin zu überschreiten.

Zudem weist Marx in diesem Zusammenhang nach, dass Geld und Kapital nicht primär *ökonomische Begriffe* sind, wie sie meistens aufgefasst werden und allein der Fachwissenschaft „Volkswirtschaftslehre“ zugehören scheinen, sondern *soziale* Kategorien, mehr noch: *philosophische* Kategorien, denn sie charakterisieren nicht allein das Verhältnis Mensch-Gesellschaft, sondern auch das Verhältnis Mensch-Welt.





FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

*Der Mensch als Organ gesellschaftlicher Verhältnisse:*

*Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewusstsein*

Als materialisiertes gesellschaftliches Verhältnis sind Geld und Kapital immer schon mehr, als die Wirtschaftslehre vermutet, also nicht nur wirtschaftliche *Instrumente und Mittel*. Solche stehen als *bloße Gegenstände* dem ökonomischen *Subjekt äußerlich* gegenüber und werden von ihm gehandhabt. Für Marx sind sie hingegen „Symptomträger“, erstens für die Weise, wie die Individuen, in diese bestimmte Produktionsweise eingebunden, zueinander und zu den Gegenständen stehen, mit denen sie arbeiten und wirtschaften, und zweitens dafür, wie die Individuen selbst von diesen Verhältnissen geprägt sind.

Wenn zum Beispiel ein Individuum im Umgang mit Geld Bereicherungssucht an den Tag legt, dann greift es zu kurz, diese Sucht allein auf persönliche Motive zurückführen zu wollen. Natürlich ist es immer möglich, dass eine solche Sucht oder andere Verhaltensweisen in der persönlichen Veranlagung des Einzelnen begründet liegen, insbesondere wenn eine solche Sucht nicht allzu häufig in einer Gesellschaft auftritt. Handelt es sich aber um Durchschnittsverhalten sehr vieler Individuen, dann liegt es nahe, nach umfassenderen als nur persönlichen Gründen Ausschau zu halten. Und hierfür bietet Marx' Ansatz, den Einzelnen *aus seinen jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen* zu erklären, die geeignete Grundlage für eine Sozialwissenschaft.

„Bereicherungssucht ist selbst das Produkt einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklung“. (Grundrisse, 134) Marx begreift das Individuum in erster Linie als gesellschaftliches Wesen, als Element einer gesellschaftlichen Situation, die selbst wiederum als Ganze auf eine gewisse Art strukturiert ist (Merkmale der marktwirtschaftlichen Struktur: private Produktion, gegenseitige Fremdheit der Produzenten, Trennung von Produktion und Konsumtion, Natur als verwertbarer Rohstoff, Arbeit als Arbeitskraft, ...) und die sein Bewusstsein und damit sein Handeln bestimmt:

Voraussetzung dieses Ansatzes ist aber, nicht das Individuum als eigentliches Subjekt an-

zunehmen, sondern eben die gesellschaftlichen Verhältnisse, die es auf bestimmte Weise handeln lassen.

Der Vorteil dieser Betrachtungsweise liegt auf der Hand. Durch sie wird so etwas wie Sozialwissenschaft überhaupt erst möglich. Als Wissenschaft ist sie nämlich auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten angewiesen. Und diese findet sie in der Struktur der gesellschaftlichen Verhältnisse, innerhalb deren die Individuen tätig sind.

### Arbeit – das Grundproblem der Industriegesellschaft

*Arbeit im Allgemeinen: Machen und Tun*

Arbeit, ganz allgemein gesehen - das heißt, als menschliche Tätigkeit unabhängig von den konkreten gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen, unter denen sie geleistet wird -, ist „bewusste Interaktion eines Menschen *mit* der Natur“ (Mies, 64), und zwar in Gemeinschaft mit anderen Menschen.

Diese Bestimmung schließt drei Pole ein: den *Produzenten*, den *Mitproduzenten* und die *bearbeitete Natur*, und umgreift zwei Verhältnisse: zum einen ein *soziales* Verhältnis zwischen Subjekten, den miteinander Arbeitenden, ein Subjekt-Subjekt-Verhältnis, zum anderen deren Verhältnis zur Natur, ein Subjekt-Objekt-Verhältnis.

Das letztgenannte *Mensch-Natur-Verhältnis* hat in einigen Gesellschafts- und Produktionsformen ebenfalls die Form eines Subjekt-Subjekt-Verhältnisses, wenn dort nämlich die Natur nicht als bloß zu bearbeitende *tote Materie*, als *Rohstoff*, gesehen wird, sondern als *lebendiges Wesen*. In diesem Fall wird Arbeit zu einem „Mittler-Natur-Mitwirken“ (Mies, 68) statt zu einem „Auf-die-Natur-Einwirken“.

Auch das erwähnte soziale Verhältnis muss nicht immer die Gestalt eines Verhältnisses zwischen Subjekten besitzen. Am krassensten in Sklavenhaltergesellschaften kann es auch als Subjekt-Objekt-Verhältnis strukturiert sein, wenn der Produzent, der Sklave, dem Eigentümer ebenso wie alle anderen Produktionsmittel auch nur als solches dient.



Es wird sich zeigen, dass auch in der modernen Industriegesellschaft das Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer zutiefst von einer Subjekt-Objekt-Form geprägt ist.

Damit ist der Begriff der Arbeit allerdings noch nicht vollständig bestimmt. Zur Arbeit gehört wesentlich, dass mit ihr ein *Zweck* verfolgt und ein *Effekt* angezielt wird. Arbeit ist damit, so Günther Anders, ein „Machen“ (II, 65). *Machen* verfolgt nämlich einen „*Telos*“, einen Werkzweck, der erreicht ist, „wenn ein Produkt fix und fertig da ist“ (II, 72).

Dadurch unterscheidet sich das *Machen* vom *Tun*, das seinen Zweck *in* seinem bloßen *Vollzug* erreicht. Beispiele für *Tun* im genannten Sinne sind das Lesen, das Klavierspielen oder Spaziergehen.

Es wird sich im Folgenden als zweckmäßig erweisen, nicht nur die Begriffe „Arbeit“, „Tätigkeit“ und „Produzieren“ zu verwenden, wenn es um die Charakterisierung der menschlichen Produktionstätigkeit geht, sondern auch Anders' Begriffe „Machen“, „Tun“, „*Telos*“; mit diesem differenzierteren begrifflichen Instrumentarium lässt sich nämlich der Wandel des Arbeitsprozesses besser beschreiben.

#### *Die Motive der Arbeit*

Aus der allgemeinen Bestimmung des Arbeitsbegriffs lassen sich folgende *Bedürfnisse* ableiten, die der Arbeit im oben genannten Sinn als *Motive* innewohnen, nämlich

- das Bedürfnis nach *Identifikation* mit dem Produkt bzw. Arbeitsziel,
- das Bedürfnis nach einem gewissen Maß an *Anstrengung*,
- die Lust am *Wettbewerb* in der Arbeit und
- der Wunsch nach *Zusammengehörigkeit* und *Solidarität* beim Arbeiten.

Hieraus wird bereits deutlich, dass jede *nur ökonomische* Definition von „Arbeit“ der Bedeutung der Arbeit für das menschliche Leben nicht gerecht werden kann und eine bloße *Reduktion* darstellt. Arbeit, Sinnerfülltheit und Glück hängen grundlegend miteinander zusammen: „Damit ein Mensch wirklich glücklich ist, muss er ei-

ne Arbeit verrichten, die er gern tut, gerecht dafür bezahlt werden und Anerkennung für sein Werk finden“ (Seymour, 12).

Tritt die theoretische Reduktion menschlicher Tätigkeit auf Arbeit im *bloß ökonomischen* Sinne - als Grundlage für volkswirtschaftliches *Theoretisieren* wohl sinnvoll und zu rechtfertigen - dann aus der Theorie in die Praxis über und gestaltet sie ganz konkret die *Weise*, wie die Menschen produzieren, dann wird auf Dauer die Gesellschaft ihre menschliche Substanz zerstören.

Symptome dafür lassen sich heute genug aufweisen. Und es ist gerade Anders' Verdienst, auf eine Vielzahl von ihnen aufmerksam gemacht zu haben, und zwar in gesellschaftlichen Bereichen, von denen man auf den ersten Blick kaum vermuten würde, dass sie etwas mit der *Art und Weise* des Arbeitens zu tun haben könnten (s. u.).

#### *Arbeit im Besonderen: die Lohnarbeit*

Es ist die besondere Art, wie unter verschiedenen Produktionsbedingungen produziert wird, die dafür verantwortlich ist, wie und ob überhaupt die der menschlichen Tätigkeit innewohnenden Bedürfnisse und Motive befriedigt werden.

Unter Bedingungen der kapitalistischen Marktwirtschaft wie auch unter denen der realsozialistischen zentralen Planwirtschaft erhält die gesellschaftliche Arbeit die *Form der „Lohnarbeit“*. Lohnarbeit ist diejenige Gestalt der menschlichen Tätigkeit, die dem von der Maschine dominierten Wirtschaftsprozess am angemessensten ist. In dieser Form lässt sich der Mensch am geeignetsten auf einen Produktionsfaktor reduzieren und, zum Maschinenteil degradiert, in die Abläufe der Apparate einbinden.

#### *Die Arbeit aus der Sicht des Arbeitenden:*

Mit der Umstrukturierung in Lohnarbeit verändert sich die gesamte Struktur des Tätigseins:

Was die Motivation des Arbeitenden betrifft, so geht es ihm *als Lohnarbeiter* in erster Linie nicht um die Tätigkeit als solche - die Arbeit selbst wird ihm mehr oder weniger zur Last - oder um das Produkt seiner Arbeit. Sein grundlegendes Motiv werden Lohn und Einkommen



in Geldwerten.

Spontane Reaktion auf diese Feststellung ist üblicherweise, Arbeit habe immer, zu allen Zeiten und an allen Orten, dem Lebensunterhalt gedient, habe *also* immer in Tätigkeit und Produkt *lediglich* Mittel zum Zweck gesehen.

Aber selbst dort, wo arbeitsteilig für den Lebensunterhalt, *also* nicht für den *eigenen* Verbrauch, gearbeitet wird, muss das Hauptmotiv nicht notwendigerweise Lohn und Einkommen gewesen sein. Man betrachte zum Beispiel die Einstellung, die der Handwerker dem Lohn und seiner Tätigkeit gegenüber an den Tag legte. Seymour (Seymour, 11/12) illustriert diese Gesinnung mit folgendem Erlebnis:

„Ältere Handwerker haben noch heute jene Einstellung zum Arbeitslohn, die einst überall üblich war, heute jedoch nur noch selten zu finden ist. Diese Einstellung ist, dass gute Arbeit angemessen bezahlt werden sollte. Heute ist die Einstellung 'Ich werde fordern, was der Markt zu bezahlen bereit ist' weit verbreitet. Ich werde niemals vergessen, wie ich den großartigen Bootsbauer Mr. Harry King aus Pin Mill in Suffolk überredete, mir ein Fischerboot zu bauen. Es war kurz nach dem zweiten Weltkrieg, als man für solche Aufgaben kaum einen Handwerker fand. Er weigerte sich lange, gab aber dann schließlich doch nach.

'Wieviel werden sie dafür verlangen?' fragte ich. Später lernte ich, dass man solche Leute nicht nach dem Preis fragt, zumindest nicht in Suffolk.

'Drei Pfund je Fuß Schiffslänge', brummte er. 'Aber Mr. King, jeder andere Handwerker, den ich fragte, hat vier Pfund je Fuß verlangt! Sie müssen sich irren!'

'Mein Preis ist drei Pfund pro Fuß. Wenn Ihnen das nicht passt, können sie ja zu jemand anderem gehen!' antwortete er. 'Ich muss Ihnen nicht unbedingt ein Boot bauen!'

Der wahre Handwerker braucht nicht mehr als genug. In unserer heutigen Zeit will jeder mehr als genug. Wir fragen nicht mehr 'Was ist unser Produkt wert?' oder 'Wieviel brauche ich?', sondern 'Wieviel kann ich bekommen?.'

*Die Arbeit aus der Sicht des Unternehmens:*

Für das Unternehmen, das den Arbeitenden beschäftigt, gilt die Lohnarbeit, neben Kapital und Boden, lediglich als *Produktionsfaktor*, der, unter betriebswirtschaftlichen Zielsetzungen, wie die anderen Produktionsfaktoren auch und in Kombination mit ihnen, „eingesetzt“ wird, und zwar allein um der Produktion des Produkts willen, nicht um irgendein Interesse des Arbeitenden an der Tätigkeit selbst zu befriedigen.

Die Motive des heutigen Arbeitenden und seines Arbeitgebers sind also prinzipiell gleichgelagert, nämlich auf die Aneignung von *Geldwerten* hin orientiert. Beide unterscheiden sich lediglich dadurch, dass jeder für sich den größeren Teil der erwirtschafteten Geldmenge beansprucht.

Unter dem Gesichtspunkt der Optimierung des Produktionsprozesses wird der Arbeitende also primär als *Arbeitskraft* gesehen, nicht als menschliches Wesen, das hier seine Lebenstätigkeit verausgabt.

Unter Bedingungen der Kapitalverwertung und -anhäufung dient der Arbeitslohn nicht nur als Bezahlung für die geleistete Arbeit, sondern auch als Mittel der Arbeitskontrolle und als Mittel, den Arbeitenden in den Produktionsprozess zu zwingen. Da die meisten Arbeitenden von eigenem Vermögen kaum leben können - wenn sie überhaupt über solches verfügen -, sind sie auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt angewiesen.

*Verlust der Sinnlichkeit*

Noch bevor der menschlichen Tätigkeit aus der expandierenden Maschine als eines sich selbstständigenden Systems Nachteile erwachsen, birgt bereits der Einzelapparat Gefahren für den an ihm arbeitenden Menschen.

Nicht erst die Maschine, sondern schon die Handhabung des Werkzeuges beruht auf einer Distanz des Handhabenden zum Werkstück und reduziert dadurch die sinnliche Auseinandersetzung mit dem Objekt.

*Als Beispiel das Werkzeug Handsäge:* Es ist die Handsäge, die während des Sägevorgangs das Holzstück berührt, nicht die Hand selbst. Ein Objekt-Objekt-Verhältnis, das zwischen Metall



und Holz, tritt an die Stelle einer durch die Sinne vermittelten Subjekt-Objekt-Beziehung. Die Hand selbst dient nur noch dem immer gleichen Rhythmus des Sägevorgangs - eine quasimaschinelle Bewegung.

*Werkzeug Fahrrad:* Das Rad hat Kontakt mit dem Weg, nicht der Radfahrer. Nicht er spürt die Steinchen und feinen Unebenheiten, sondern die Reifen. Er selbst führt eine kontinuierliche gleichförmige Bewegung aus - wiederum ein Vorgang, der bereits die Maschine vorwegnimmt.

Und trotz dieser Distanz gibt es doch noch die *sinnliche* Vermittlung. Der Sägende kann das Sägen immer wieder unterbrechen, er *spürt* die unterschiedlichen Widerstände, die ihm das Holz aufgrund seiner verschiedenen Festigkeiten, Dichten, Faserstrukturen entgegensetzt. Er kann sich an den Gegebenheiten des Holzes immer neu orientieren und dabei Tast-, Sehsinn, auch den Geruchssinn oder das Ohr zurate ziehen (so weist der Geigenbauer auf den guten Klang des abgehängenen Holzstücks, das er für die Decke seines Instrumentes vorgesehen hat, hin, um dessen Güte zu demonstrieren). Trotz der Distanz zum Werkstück ist der werkzeugvermittelte Umgang noch dadurch charakterisiert, dass *alle* Sinne des Arbeitenden in hohem Maße in Anspruch genommen werden (der ganz typische Pfeifton des richtig eingestellten Hobels, wenn dieser über das Holz fährt).

Auch der Radfahrer spürt noch Unebenheiten, räumliche Entfernung wird sinnlich erfahrbar, an der zunehmenden Körpermüdigkeit ablesbar, er fühlt am eigenen Leib die noch so geringe Steigung, die der motorisierte Fahrer nicht mehr wahrnimmt - höchstens über den größeren Benzinverbrauch.

Da die Werkzeuge in erster Linie Organfortsetzungen bzw. Verstärkungen sind, behält der menschliche Organismus, dem sie eingefügt sind, die Kontrolle über seine Beziehungen zur Außenwelt. Er prägt die Auseinandersetzung mit ihr nach seinen *organismischen* Maßstäben, Deutungsmustern und Aneignungsweisen. Und diese Prägung ist durch das Einbeziehen der Sinnlichkeit charakterisiert. Der Ort nämlich, an der sich Außenwelt und Mensch begegnen, ist sein lebendiger Leib und dessen Sinnesorgane.

Als Teil der Maschine hingegen ist der

Mensch ihr untergeordnet. *Sie* steht zwischen ihm und dem Werkstück und prägt die Auseinandersetzung im Sinne ihrer maschinellen Vorgaben: Abstraktheit, Gleichmaß, mechanischer Rhythmus, zahlenmäßige Ordnung, Geschwindigkeit. Der Mensch ist gezwungen, den *sinnlichen* Kontakt mit dem Werkstück auf ein Minimum zu reduzieren, um diesen Vorgaben zu genügen. Die Folgen sind weit reichend, sie greifen über den bloßen Arbeitsprozess in alle Bereiche des Lebens über:

„Maschinen geben dem Menschen zwar Herrschaft über die Natur, sie zerstören aber auch zunehmend seine eigene Sinnlichkeit, die ja an seinem Körper und dessen Fähigkeit, mit anderen lebenden Körpern zu kommunizieren, hängt. Damit wird aber auch die Fähigkeit für Genuss, für sinnliche und erotische Befriedigung zerstört“ (Mies, 285).

Ein Instrument, das Sinnlichkeit *zulässt*, ist jedoch noch nicht notwendigerweise bereits ein Werkzeug. In gewissem Maße können auch Maschinen den sinnlichen Kontakt zwischen menschlichem Organismus und Außenwelt einschließen. Für die Definition der Maschine wichtiger ist ein Merkmal, das letztlich dazu führen wird, noch vorhandene Sinnlichkeit zu beseitigen.

Nicht grundlos wurde in der Kapitelüberschrift von *den* Maschinen statt von ihr in der Einzahl gesprochen. Was die Maschine ganz wesentlich zur Maschine macht, ist die ihr eigene Tendenz bzw. Dialektik, mit anderen Maschinen zusammenzuwachsen, zu expandieren.

#### *Die Bewusstseinslage des Arbeitenden*

Die Tatsache, dass Arbeit ausschließlich *Lohnarbeit* ist und als *Produktionsfaktor* gilt, hat nun ganz tief greifende Auswirkungen auf die Art und Weise, wie die oben genannten Bedürfnisse und Triebkräfte der *Arbeit im Allgemeinen* Befriedigung finden.

(Innerhalb unserer zu Anfang des Aufsatzes skizzierten Argumentation, die die Vermittlung zwischen der Maschine am einen Ende und dem nekrophilen Bewusstsein am anderen darstellen soll, befinden wir uns jetzt an dem Punkt, wo



aus den Strukturmerkmalen der Lohnarbeit die Bewusstseinsformen abgeleitet werden, die in großem Maße die Lebenspraxis des Arbeitenden bestimmen.)

*Wir werden beschäftigt: Muße = Arbeitslosigkeit*

Als lohnorientiert Arbeitende und Gerätebediener, die die Arbeitenden in den meisten Fällen heute sind, werden sie *beschäftigt*.

Das heißt, Zentrum ihrer Handlungen, Ausgangspunkt ihrer Motivationen, sind nicht mehr sie selbst, sondern die Maschine, einerseits die *soziale* Maschine, d. h. der *Betrieb*, in den sie eingebunden sind, andererseits die *technische* Maschine, das *Arbeitsgerät*, dessen Gesetzmäßigkeiten sie zu folgen, das sie zu „bedienen“ haben.

Wenn aber die *Maschinen* die organisierenden Prinzipien während eines Großteils des Tages und in dem entscheidenden und prägenden Tätigkeitsfeld sind, wird es nicht mehr notwendig, ein eigenes inneres Organisationsprinzip, ein „Selbst“ nämlich, auszubilden.

Die Folge davon ist, dass, so Günther Anders, der Lohnarbeitende, „an bloßes Beschäftigt-werden gewöhnt“, „der Aufgabe, sich selbst zu beschäftigen, nicht gewachsen ist: denn ein ‚Selbst‘, das diese Tätigkeit übernehmen könnte, findet er ja nicht mehr vor“ (I, 139).

*Freizeit* und *Muße* müssen daher Ängste erzeugen, denn „jede Muße hat heute heimliche Familienähnlichkeit mit Arbeitslosigkeit“ (I, 139).

Nicht zufällig werden daher Freizeit und Urlaub zunehmend selbst zu Märkten, die die Freizeitindustrie und Tourismusbranche entsprechend mit ihren Produkten beliefern. Das heißt, diese Branchen übernehmen die Funktion des notwendigen, in den Einzelnen aber nicht mehr vorhandenen organisierenden „Selbst“.

*Die Arbeit ist teloslos*

Zum echten „Machen“ gehört die „Genugtuung, die die sichtbare Entstehung des Produkts dem Produzierenden verschafft“ (II, 73). Genugtuung deshalb, weil das Arbeitsziel dem Arbeitenden die Gelegenheit gibt, sich mit Produktionspro-

zess und Arbeitsprodukt zu identifizieren. Heutige Lohn- und Maschinenarbeit machen diese Identifikation jedoch zunehmend unmöglich. Der Produktionsprozess ist nämlich „in zahllose Schritte dividiert“ (II, 72), jeder Schritt einem Arbeitenden übertragen. Damit wird der Gesamtprozess des Machens in „Teilproduktionen“ aufgespalten, die sich für den arbeitsteilig Tätigen nicht mehr *als Machen* darstellen, sondern *als „Teiltätigkeit“* (II, 72):

„Dann ist kein Machender mehr ein Machender, jeder vielmehr nur ein Tuender; und nicht dann ist das telos dieser Tätigkeiten erreicht, wenn ein Produkt fix und fertig da ist, sondern dann, wenn so und so viel getan, wenn so und so lange gearbeitet worden ist, also bei Feierabend. Ob dann ‚etwas‘, nämlich ein Produkt, fertig vorliegt, das geht den Arbeitenden nichts an, das interessiert ihn auch nicht: ‚man ist fertig‘ für heute, *nicht das Produkt*“ (II, 72).

Dieses *Tun* aber hat nicht die Qualität des *echten Tuns*, das seinen Zweck in sich trägt, sondern ist *ziellos* geworden.

- So erkennt nach G. Anders der Produzierende „den Effekt seines Tuns gar nicht mehr als seinen (...)“, was allerdings nicht das einzige Defizit ist,
- „(...) denn [das] lässt die Möglichkeit offen, dass der ‚Kausierende‘ (also der Arbeitende) eine solche Identifizierung ursprünglich *versuche*, dass dieser sein Versuch nur eben scheitere (...) Nicht nur um die Identifizierung ist er nämlich *betrogen*, sondern auch *um das Scheitern seiner Identifizierung*. Denn er denkt schon gar nicht mehr daran, zu versuchen, den Effekt (also das Schlussprodukt) als Leitbild seiner Tätigkeit zu verwenden (...)
- Aber auch [das] reicht nicht (...) *Nicht nur um die Lust, den Versuch zu unternehmen, ist er nämlich betrogen, sondern um die Fähigkeit*. Wahr ist vielmehr, dass er den Versuch, den Effekt als Leitbild zu verwenden, schon gar nicht mehr unternehmen kann; (...) gar nicht mehr wüsste, wie er es bewerkstelligen sollte, diese Leitbild-Vorstellung mit seiner effektiven Tätigkeit zu kombinieren.



- Und selbst [das] reicht nicht. Denn [hier] scheint noch unterstellt, dass der Arbeitende die Identifizierung durchführen dürfte, wenn er es nur könnte. Aber auch das kommt nicht in Betracht. *Nicht nur um die Lust und Fähigkeit ist er nämlich betrogen, sondern auch um das Recht, die Identifizierung durchzuführen.*
- Wahr ist also: Da der Identifizierungsversuch, gleich ob er gelänge oder misslänge, die Arbeit stören, also auf Sabotage hinauslaufen würde, ist es dem Arbeiter nicht erlaubt, den Effekt als Leitbild seiner Arbeit zu verwenden“ (II, 66f.).

Das *Machen* ist „geköpft“ (II, 73) und damit zum *bloßen Tun* herabgesetzt.

„Nun, an sich ist gegen ‘Tun’ (im Gegensatz zum ‘Machen’) natürlich nichts einzuwenden. Wer gut zu lesen oder anständig Klavier zu spielen (...) versteht, der ist dem, der etwas ‘macht’, in keiner Weise unterlegen. Aber um ein solches echtes ‘Tun’ handelt es sich bei der Maschinenarbeit durchaus nicht. Während Lesen oder Klavierspielen (...) ihr telos und damit auch ihre Genugtuung in sich selbst tragen, ist Maschinenarbeit (...) vom Interesse an [dem Werkziel], von dessen Kenntnis ausgeschlossen (...) *Ein Gruenpferd wird nicht dadurch zum Spaziergänger, dass es geblendet seine Arbeit tut*“ (II, 72).

*Arbeit ist moralisch neutral; Gewissenhaftigkeit statt Gewissen*

Die Tatsache, dass das Produktionsziel den Arbeitenden „nichts angeht“, dass er „das Ziel nicht weiß, nicht zu wissen braucht oder nicht wissen soll“ (I, 289), dass er vielmehr allein seine *Teiltätigkeit* im Blick haben darf, hat fatale Konsequenzen:

*Gewissen wird durch Gewissenhaftigkeit ersetzt.* Das *Gewissen*, das ursprünglich den moralischen Status des *Produkts* zu prüfen hatte, woran sich dann der moralische Status des Arbeitenden selbst messen lassen musste, wird nun durch *Gewissenhaftigkeit* in der *Ausführung* der Teiltä-

tigkeit ersetzt. Und eine Arbeit ist nicht dann schlecht, wenn sie ein Produkt herstellt, das sittlichen Maßstäben nicht genügt, sondern wenn sie nicht *reibungslos und ordentlich* vonstatten geht.

Der moralische Status des Produktes - sogar wenn es sich um Giftgas, die Wasserstoffbombe oder Antipersonenminen handelt -, „wirft keinen Schatten auf den moralischen Status dessen, der arbeitend an dessen Produktion teilnimmt“ (I, 289).

*Moralische Neutralität des Arbeitens selbst*

„Während Arbeiten als solches unter allen Umständen als ‘moralisch’ gilt, gelten in actu des Arbeitens Arbeitsziel und -Ergebnis - das gehört zu den verhängnisvollsten Zügen unserer Zeit - grundsätzlich als ‘moralisch neutral’“ (I, 289).

Kein Wunder, wenn heute die Qualität einer *Wirtschaftspolitik* sich in erster Linie nicht danach bemisst, ob sie einen Beitrag zu einer gesellschaftlich sinnvollen und moralisch vertretbaren Produktpalette und zur Humanisierung der Arbeitsplätze geleistet hat, sondern danach, ob und wie viele neue Arbeitsplätze überhaupt sie schaffen, wie viele alte sie erhalten konnte. Wofür diese Arbeitsplätze dann dienen, wird als zweitrangig gewertet.

Und auf die Einzelnen bezogen: Hat man selbst eine Arbeit aufgenommen, dann will das Gegenüber zunächst nicht - wenn überhaupt - wissen, ob die *Tätigkeit* gut, ob man dabei zufrieden sei und *was* man herstelle, sondern in erster Reaktion wird aufgeatmet, dass man *überhaupt* in den Arbeitsprozess eingegliedert worden ist, und dann wird sofort gefragt, welche Position man dort einnehme - am besten eine organisatorische - und welches Gehalt man beziehe.

*Das Machbare ist zu machen*

Die Tatsache, dass heute das meiste Arbeiten „geköpftes Machen“, also teloslos ist bzw. die Vorstellung vom Arbeiten sich allgemein am bloßen *Tun* orientiert und dass somit an die Stelle des Gewissens die Gewissenhaftigkeit getreten ist, ist wahrscheinlich einer der wesentlichen Gründe dafür, dass „die Nicht-Erzeugung von etwas Erzeugbarem als Skandal“ (II, 32) gilt, dass das Kriterium dafür, „ob ein Produkt erzeugt,



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

ein Effekt ausgelöst werden solle oder nicht“ (II, 32), allein davon abhängt, ob dessen Produktion bzw. Auslösung technisch *möglich* ist (ebd.).

Kein Wunder bei der Auffassung, dass das Arbeiten als solches, egal, was da letztlich erarbeitet wird, bereits als *moralisch gut* und das Arbeitsprodukt selbst als *moralisch neutral* gilt: Etwas, das prinzipiell machbar ist, nicht zu erzeugen hieße geradezu das Machen an seiner Verwirklichung hindern, käme mithin der Verhinderung von moralisch Gutem gleich.

### *Die Arbeit ist anstrengungslos*

„Die Freude an Arbeit beschränkt sich ja nicht nur auf die Freude, die der Machende am Entstehen seines Produkts hat. Vielmehr besteht sie mindestens auch in der Investition von Anstrengung, darin, dass der Machende sich ausarbeitet“ (II, 73).

Zu der Arbeitsteilung, die sich im Laufe der Technisierung der gesellschaftlichen Arbeit ausgebildet hat, gesellt sich in zunehmendem Maße eine ganz neue Art von Arbeitsteilung. Unter der erstgenannten Form wird die Aufteilung der für ein Produkt notwendigen Arbeitsvollzüge auf einzelne Arbeitsvorgänge, verteilt auf verschiedene Arbeitende, verstanden.

Die zweite Form hingegen hat zur Folge, „dass von allen diesen Arbeitsvollzügen der Teil ‘Anstrengung’ abgetrennt wird“ (II, 103). Das heißt, das *Machen* wird nicht nur zum *bloßen Tun*, sondern es verkümmert nun „zu einer Art von ‘Nichtstun’“ (II, 73). Das kann, so in der Arbeit des „Automationshirten“ (II, 102), so weit gehen, dass dessen Arbeit nurmehr darin besteht, Zeigerstellungen zu beobachten und zu warten, ob etwas geschieht - und dabei vielleicht zu hoffen, dass etwas geschieht. Und das ist ja, so Anders, überhaupt die Perspektive der Arbeit als technologisch eingebundener.

„*Je anstrengungsloser Arbeiten wird* - und die Entwicklung in dieser Richtung hat schon zu Beginn des Jahrhunderts eingesetzt, um nun in der Automationsarbeit zu kulminieren - *desto mehr muss der Mensch*, der ‘wesensmäßig’ für Arbeiten gebaut ist,

*seine absolut unverzichtbare Anstrengung* und die dazugehörige, ebenso *unverzichtbare ‘voluptas laborandi’* [die Lust an der Anstrengung] *nachholen*“ (II, 103).

Nachgeholt werden Anstrengung und Lust an der Verausgabung der eigenen Kraft in der Freizeit und insbesondere im - Sport: „In der Tat *ist die Wurzel des heutigen Sports die zu leichte heutige Arbeit*“ (II, 103).

Sport als gesellschaftlich und historisch bestimmte Form, in der sich Anstrengung und körperliche Betätigung äußern, liefert hier eine Musterillustration für Marx’ geschichtsmaterialistische These, *das gesellschaftliche Sein* (Produktionsweise und Produktionsverhältnisse) *bestimme das Bewusstsein* (den gesellschaftlichen Überbau). Hier auf den Sport angewendet: *Weil* sich die Arbeit als Lohn- und Maschinenarbeit darstellt, die der Anstrengung kein Betätigungsfeld mehr lassen, wird das Bedürfnis nach Betätigung und Anstrengung in die *gesellschaftliche Form* der *sportlichen* Kraftverausgabung gegossen. Das heißt, die Freizeitaktivität „Sport“ und die Weise, wie heute gearbeitet wird, verhalten sich zueinander wie die zwei Seiten einer Münze. Sie hängen innerlich miteinander zusammen, und das, obwohl sie gewissermaßen in zwei weit voneinander getrennten Bereichen der Gesellschaft lokalisiert sind, zwischen denen man kaum eine Verbindung vermuten würde.

Ein ähnliches Bedingungsverhältnis ergibt sich für die im Weiteren behandelten, in der Arbeit nicht befriedigten Bedürfnisse und den weiteren Funktionen des Sports (s. u.)

### *Die Lust am Wettbewerb*

„Was dem heutigen Arbeiter fehlt (...), ist (...) die Möglichkeit, in Wettbewerb zu treten, die Lust am Wettbewerb, und die Gier, im Wettbewerb zu siegen“ (II, 104f.). - Diese Aussage von G. Anders muss etwas klarer gefasst werden. Sonst besteht nämlich die Gefahr, dass sie von den „Trivialphilosophen des Kapitalismus“ - so Anders’ Bezeichnung für die Apologeten der westlichen Industriegesellschaft (II, 105) -, aber auch von den Befürwortern des „sozialistischen



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

Wettbewerbs“, des „Stachanofismus“ (ebd.), für ihre Zwecke vereinnahmt wird.

Erstere sehen diesen Wettbewerb gerade in der kapitalistischen Wirtschaftsform verwirklicht. Hier sei mit dem Wettbewerb innerhalb des Marktes die Möglichkeit zu „Kreativität“, zu „Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung der Persönlichkeit“ (II, 439) gegeben. Anders hält dem entgegen:

„Nichts ist unredlicher als die Unterstellung, dass jemals einem Abhängigen, etwa einem Bauern oder Bankbeamten oder Schweißer die Chance zugestanden worden sei, eine ‚Persönlichkeit‘ zu werden oder diese gar zu ‚entfalten‘. Noch nicht einmal Hohngelächter erregen solche Feiertagsvokabeln, sondern, und zwar berechtigterweise, stures Unverständnis. Die von ‚Selbstentfaltung‘ sprechen, die meinen durchweg die Aufrechterhaltung der ‚Selbstentfaltung‘ von Kapital“ (II, 439).

Aber auch der „sozialistische Wettbewerb“ ist kein Wettbewerb, innerhalb dessen der Arbeitende „lustvoll“ tätig sein und seine Persönlichkeit entfalten könnte.

„In der Sowjetunion ist die Konkurrenz künstlich wieder eingeführt worden: Belegschaften, die einen gewissen output in kürzerer Zeit erzeugen als andere, werden als ‚Helden der Arbeit‘ glorifiziert. Aber Konkurrenz dieser Art ist keine echte mehr. Was sich in Wahrheit hier abspielt, ist, dass die Belegschaft es mit heraushängender Zunge fertigkriegt, mit der schneller als anderswo eingestellten Maschine Schritt zu halten. Mit dieser rennt sie also um die Wette, nicht mit anderen Belegschaften“ (II, 439).

Was Anders mit *wahrem Wettbewerb* meint, wird aus seinen kritischen Äußerungen zu den gegenwärtig praktizierten Konkurrenzformen ablesbar: „Wettbewerb“ als integraler Bestandteil nicht entfremdeter Arbeit ist eine *soziale* Kategorie.

In beiden kritisierten Wettbewerbsformen hingegen ist der Arbeitende gezwungen, mit einem ihm von „Maschinen“, einem Maschinen-

system, äußerlich aufgezwungenen Tempo Schritt zu halten. Im ersten Fall sind die „Maschinen“ einerseits die *soziale* Maschinerie der Kapitalverwertung, andererseits die *technische* Maschine, die bedient werden muss. Im anderen Fall sind die abstrakten Planvorgaben einer nicht beeinflussbaren fernen Zentralverwaltung - die *soziale* Maschinerie im „real existierenden Sozialismus“ - und zudem die *technische* Maschine, die der Arbeitende bedient, die Mechanismen, mit denen der Arbeitende im „Wettbewerb“ steht.

„Wettbewerb“ als *soziale* Kategorie betrifft das anspornende Verhältnis der mit- und gegeneinander Arbeitenden. In einer Vielzahl nicht kapitalistischer und nicht realsozialistischer - kurz im Sinne von Anders zusammengefasst: nicht einer Technologie bzw. einem Maschinensystem unterworfenen - Produktionsweisen war Wettbewerb, neben der Freude an der Arbeit um ihrer selbst willen und der Anerkennung, die sie schuf, der ganz übliche Anreiz zur Arbeit. So schreibt Malinowski in einer ethnologischen Studie:

„Die Männer wetteifern miteinander im Tempo, in der Gründlichkeit, und auch in Bezug auf das Gewicht, das sie heben können, wenn sie große Stangen in die Gärten schaffen oder die Yamsernte einbringen“ (Malinowski, in: Polanyi, 362).

Goldenweiser vermittelt Ähnliches über die Rolle des Wettbewerbs: „Der Wettbewerb ist stark, die in der Zielsetzung gleichartige Leistung schwankt in der Qualität (...) Ein Kampf um Vorzüglichkeit bei Vervielfältigung anerkannter Muster“ (in: Polanyi, 362).

Hier ist wieder ein wenig Gelegenheit für *historischen Materialismus*. Wieder lässt sich der oben bereits erwähnte Marx'sche Satz konkretisieren: Da die industrielle Lohnarbeit dieses Bedürfnis nach Wettbewerb nicht befriedigt, muss wiederum - wie im Falle der Abspaltung jeder Anstrengung von der Arbeit - dieses Bedürfnis an anderer Stelle befriedigt werden. Und erneut bieten sich, so Anders, die Mußezeit und der Sport an: „*Sport ist das Ventil der Konkurrenzgier, ist ‚Konkurrenz fürs Volk‘*“ (II, 105).





FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

### *Der Wunsch nach solidarischem Tun*

Gemeinsames Arbeiten erzeugt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das um seiner selbst willen genossen wird und das wiederum verstärkend auf die Arbeit zurückwirkt.

Eigentlich sollte dieses Gefühl, da beim gemeinsamen Arbeiten entstanden, in den Fabrikhallen empfunden werden, was allerdings „der herrschenden Klasse höchst unwillkommen“ (II, 105) wäre. So bietet sich erneut eine Verschiebungsmöglichkeit an, die das Gefühl harmlos werden lässt: der „zuweilen sogar (...) vom Unternehmer zur Verfügung gestellte Sportplatz“ (II, 105).

„Sport ist gern gesehene, wenn nicht geförderte, Ersatzbefriedigung des Solidaritätsdurstes“ (II, 105). - „Solidarisch sind sie nun als Fußballer mit ihrem Fußballklub oder als Radfahrer mit ihrem Radrennverein (...) (aber) *nicht* als Proletarier. Die Stiftung von falschen ‘als’ gehört zu den wirksamsten ideologischen Manipulationen in West und Ost“ (II, 105f.).

### **Arbeit, promethische Scham und nekrophiler Charakter**

In den modernen Industriegesellschaften ist die menschliche Tätigkeit heute in erster Linie Produktionsfaktor und Maschinenteil, Bestandteil sowohl *technischer* Maschinen, von Geräten, Apparaten und Automaten, als auch *sozialer* Maschinen, Verwaltungen, Industrieunternehmen, Bürokratien, traditionellen Schulen usw. Dabei ist zweitrangig, ob hier *technische* oder *soziale* Einrichtungen vorliegen. Entscheidend ist, dass es sich in beiden Fällen um *Maschinen* handelt.

Trotz aller Rede von Freizeit- und Erlebnisgesellschaft bildet auch heute noch die Sphäre der *gesellschaftlichen Produktion* - was Arbeit und Konsumtion einschließt - denjenigen Bereich des gesellschaftlichen Seins, von dem die Kräfte herrühren, die entscheidend die Struktur des Gesellschaftscharakters bestimmen.

Die Notwendigkeit ihrer Einpassung in Maschinenprozesse zwingt den Arbeitskräften einen adäquaten *Gesellschaftscharakter* auf, damit „sie

sich so verhalten wollen, wie sie sich verhalten müssen“ (Fromm, 73). Denn nur so ist das Funktionieren der Gesellschaft unter diesen Bedingungen garantiert.

Was sollen die Arbeitskräfte wollen? Die von Günther Anders beschriebenen Anforderungen an den Lohnarbeiter und Maschinenbediener seien noch einmal kurz aufgelistet:

- Er führt eine „*Teiltätigkeit*“ aus, arbeitet analog einem Maschinenteil.
- Das Machen ist *teloslos*, „geköpft“.
- Die Zwecksetzung dieser Teiltätigkeit und ihre Einordnung ins Ganze des Betriebs erfolgt durch andere, wobei diese Einordnungstätigkeit selbst ebenfalls „Teiltätigkeit“ dieser anderen ist; auch diese sind nur „geköpft“ Machende, also Tuende, wenn auch auf höherer Ebene: Teiltätige sind generell *fremdbestimmt*.
- Funktionierenwollen und *Gewissenhaftigkeit* treten an die Stelle des Gewissens.
- Eine *Identifikation* findet nicht mehr über den Arbeitszweck statt, sondern das Bedürfnis nach Identifikation richtet sich auf Geldwerte, auf die Höhe des Lohns, die Größe des Einkommens, des Vorstandsgehalts.
- Der *sinnliche Kontakt* und die *Anstrengung* in der Auseinandersetzung mit dem Objekt sind abgespalten.
- An die Stelle des Miteinanderarbeitens tritt das unsoziale, *unsolidarische isolierte Tun*.
- Wettbewerbs-“Partner“ ist *die anonyme Maschinerie*.

Das alles sind *Notwendigkeiten*, die mit der maschinellen Arbeit einhergehen. Wenn der Arbeitende diese Rahmenbedingungen ertragen will, dann muss er dieses *Sollen* als sein *Wollen* verinnerlichen, diese Vorgaben zu seinen eigenen Bedürfnissen machen. Damit einher scheint eine entsprechende Charakterorientierung zu gehen, der nekrophile Charakter:

Der Arbeitende erfährt sich selbst grundsätzlich als von außen bestimmtes, manipuliertes, seiner Struktur nach unlebendiges und atomisiertes Ding, dessen lebendiger Eigenwille dem Maschinenprozess unerwünscht, daher zu eliminieren ist und das gewissenhaft seine Funktion erfüllen soll. Diese Strukturmerkmale konstituieren



sein Ichideal. Und diese Vorstellung vom idealen Selbst bestimmt als Maßstab sein Bild von den Mitmenschen und allem Lebendigen um ihn herum. Das „unlebendige Ding“ wird zur Folie, auf deren Hintergrund die Welt gesehen und beurteilt wird.

Ein seelisches Indiz dafür, dass diese Identifikation mit dem toten Ding stattfindet, scheint die von Günther Anders entdeckte und von ihm sehr ausführlich beschriebene *Prometheische Scham* zu sein, in der er historisch die dritte Stufe der Verdinglichung erblickt. Auf ihrer ersten Stufe wertete es derjenige, der verdinglicht wurde, noch als Schande, derart heruntergekommen zu sein (I, 29), wenn er als Ding behandelt wurde. Er schämte sich seiner Verdinglichung, was bedeutete, dass er die Maßstabsfunktion der Dingwelt für sich als Menschen *nicht* anerkannt hatte und zurückwies.

Auf der zweiten Stufe schämt er sich, *nicht* oder *noch nicht* die Anpassung an die Dingcharakteristika, die Gleichschaltung mit der Gerätewelt vollzogen zu haben. Er anerkennt die Überlegenheit der Dinge, *bejaht* grundsätzlich seine Verdinglichung und die Dingqualitäten als Norm für sein Menschsein (I, 29/30).

Auf der ersten und der zweiten Entwicklungsstufe der Verdinglichung konfrontierte gewissermaßen noch ein Abstandsverhältnis zu ihr. Auf der zweiten Stufe leidet er ja noch daran, nicht vollständig Ding zu sein. Ihre Norm schwebt ihm noch als Idealzustand vor Augen.

Auf der dritten Stufe hingegen ist er „in deren [der Dinge] Lager desertiert“ (I, 30). Seine Stellungnahme für die Dinge ist „bereits zur zweiten Natur, (...) unmittelbar geworden, (...) als Gefühl verwirklicht (...) sein Blickwinkel ist nun der ihre (...) er verachtet sich nun so, wie die Dinge, wenn sie es könnten, ihn verachten“ (ebd.) würden.

„Was (...) den Mann betrifft, der zum ersten Male mit einer arbeitenden computing machine konfrontiert ist, so liegt ihm Stolz oder Selbstherrlichkeit noch ferner. Der Zuschauer, der in den Ausruf ausbräche: ‘Donnerwetter, sind wir Kerls, dass wir *das* machen konnten!’ ist einfach ein erfundener Hanswurst. Vielmehr flüstert er kopfschüt-

telnd: ‘Mein Gott, was *die* kann!’ (nämlich die Maschine); und fühlt sich dabei in seiner kreatürlichen Haut höchst ungemütlich: denn halb gruselt’s ihn; und halb ist er beschämt“ (I, 28).

Prometheische Scham ist die „Scham vor der ‘beschämend’ hohen Qualität der selbstgemachten Dinge“ (I, 23), wobei der tiefere Grund dieser Scham, „der Grundmakel“ (I, 24), darin liegt, dass der Sichschämende sich schämt, „geworden, statt gemacht zu sein“ (I, 24), in der „Tatsache also, im Unterschied zu den tadellosen und bis ins letzte durchkalkulierten Produkten, sein Dasein dem blinden und unkalkulierten, dem höchst altertümlichen Prozess der Zeugung und der Geburt zu verdanken“ (I, 24). Auch er will „nichts Ungemachtes“ (I, 25) mehr sein.

*„Wenn ich euereins nur wär’,  
müsst mich nicht mehr schämen,  
würd der ewgen Wiederkehr  
gern mich anbequemen,*

*liefe auf bestimmter Bahn,  
stimmend im Geräte,  
tät, was gestern ich getan,  
was ich morgen täte,*

*niemand wüsste, wer ich bin,  
sollte nie erfahren,  
wer im dunklen Anbeginn  
meine Eltern waren,*

*dass ich winzig einst im Schoß  
wie ein Fisch geschwommen  
und als blut’ger Erdenkloß  
auf die Welt gekommen,*

*statt, im Ofen durchgeglüht,  
und gestanz von Dingen,  
mit gepanzertem Gemüt  
unter Euch zu springen.“*

(„An die Zahnräder“. Aus den „Molussischen Industriehymnen“; I, 22)



Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

---

### Literaturnachweise

Anders, Günther (I): *Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*, Band 1, München 1992.  
Anders, Günther (II): *Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution*, Band 2, München 1992.  
Fromm, Erich: *Jenseits der Illusionen. Die Bedeutung von Marx und Freud*, Reinbek 1981.  
Grober, Ulrich: *Ausstieg in die Zukunft*, Berlin 1998.  
Marx, Karl: *Grundrisse der Kritik der politischen Öko-*

*nomie* (Rohentwurf), Berlin 1974.  
Marx, Karl: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Band I, Berlin 1979.  
Mies, Maria: *Patriarchat und Kapital*, Zürich 1996.  
Mumford, Lewis: *Mythos der Maschine*, Frankfurt/Main 1980.  
Polanyi, Karl: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Suhrkamp Verlag 1978.  
Seymour, John: *Vergessene Künste*, Ravensburg 1984.